

Nachwort

Gesundheit als Wahl?

Die Wellnessgesellschaft im Sanatorium

„Gesunde Optionen“ („healthy options“) überfordern die Protagonistin bei ihrem ersten Abendessen im Sanatorium: Rohkostpyramiden, Salatgebirge, Schnitzelniederungen aus bekömmlichem Putenfleisch. Gesundheitskost in scheinbar nie versiegendem Überfluss. Dabei verträgt die Erzählerin Abi diese „gesunden Optionen“ gar nicht, die sie direkt wieder ausscheißt, wie es in der durchaus drastischen Sprache des Buchs heißt. Und damit sind wir mittendrin in den Ambivalenzen der zeitgenössischen Gesundheits- und Wellnessgesellschaft, die den Hintergrund bildet für Palmers künstlerische Inspektionen des Orts mit dem strengen Namen „Sanatorium“.

„Gesunde Optionen“ beinhalten nicht nur hochwertige Nährstoffe, sondern auch ein Denken, das Kritiker der Wellnessgesellschaft als deren neoliberale Zumutung empfinden: dass nämlich Gesundheit eine Wahl sei und kein Resultat glücklicher Fügung einerseits, finanzieller Privilegiertheit andererseits. Abi Palmer umkurvt diese Problemzonen des gesamteuropäischen Gesundheitskörpers im wahrsten Sinne des Wortes. Ihre autobiografisch grundierte Ich-Erzählerin ist seit ihrer Jugend mit einer Vielzahl chronischer Krankheiten konfrontiert, die unter anderem zu Lähmungserscheinungen führen und ihre Mobilität einschränken. Sie nutzt also ein Elektromobil, mit dem sie durch die Korridore des Budapester Sanatoriums gleitet und dessen Schwingtüren in einem skurrilen Ballett in Bewegung versetzt.

Im Mittelpunkt der kuriosen Choreografie zwischen Bett und Bad steht die Frage: Wer hat Gesundheit „verdient“, im existenziellen wie ökonomischen Sinn? Exemplarisch erörtert wird sie in einem Dialog der Protagonistin mit einer Mitbadenden auf der luxuriösen Margareteninsel – einem Kurort mitten in der ungarischen

Metropole –, die sich ihre Kurfreiräume durch ihre harte Arbeit „verdient“ zu haben meint. Bei einer Therapie im heimischen England hingegen traf sie in ihrem Mehrbettzimmer auf andere Patientinnen, die glaubten, ihre gesundheitliche Erholung ihren Männern oder Kindern schuldig zu sein.

Budapest – London. Europäische Gesundheitsgeografie

Damit sind die räumlichen Pole der Sanatoriumsgeografie abgesteckt. Sie stehen sinnbildlich für die Überreste des alten Kurregimes einerseits – das Grandhotel *Margitsziget* (Margareteninsel) wurde 1873 errichtet und gehörte zu den besten seiner Zeit –, die zunehmend rationalisierten und rationierten Leistungen des Gesundheitssystems der Wohlfahrtsstaaten andererseits. In Budapest gleitet die Protagonistin auf ihrem Scooter an den luxuriösen Fassaden der imperialen Badekultur entlang (die, das sei aus historischer Sicht angemerkt, eine durch und durch ungerechte war und bei der es auf Geld oder Mildtätigkeit ankam). In London bewegt sie sich durch die Therapiebecken der städtischen Bäder, die eines nach dem anderen schließen und deren Zickzack-Kachelmuster nichts gemein haben mit der orientalistischen Opulenz der Bäderarchitektur des goldenen Zeitalters.

Beiden „Wasserplätzen“ verleiht die Autorin in ihren halluzinatorischen Visionen eine historische Tiefendimension. Patient:innen früherer Jahrhunderte schweben durch die Korridore. Hier wie dort erscheinen ihr Soldaten, zitieren sie heran. Sie machen mit ihrer unheimlichen Präsenz deutlich, dass diese Orte der Heilung auch Orte des Traumas gewesen sind, an denen die Versehrten diverser Kriege ihre physischen, nicht aber ihre psychischen Wunden ausheilten. Der europäische Kontinent heute ist hingegen durch die Verwerfungen von Einsparungen und Austeritätspolitik gekennzeichnet, die gegenläufige Mobilitäten hervorrufen: So reist die britische Künstlerin Abi Palmer (finanziert durch ein Kunststipendium) ins ungarische Budapest, weil sie sich die pfundschweren Behandlungen in der englischen Hauptstadt nicht mehr leisten kann. Währenddessen ist in London selbst die Pflege mehrheitlich an Migrantinnen ausgelagert.

Sinnbild der Privatisierung der Gesundheitsfürsorge ist Abis blaue Plastikbadewanne, die sie sich eigeninitiativ in ihrem vorgeblich behindertengerechten Apartment aufstellt, das an ihren Bedürfnissen vorbei lediglich mit einer Dusche ausgestattet wurde. Und die aus China importiert ist, vermutlich so unfair wie unökologisch. Derweil reisen reiche Ägypterinnen zur jährlichen Kur inklusive Opernbesuch ins Budapester Sanatorium. Damit erfährt die europäische Gesundheitsgeografie eine subtile globale Ausweitung der Waren- und Serviceströme.

Zwischen Selbstoptimierung und Achtsamkeit

Abi Palmer behandelt die Fragen von Gesundheit und Krankheit, Behinderung und Diskriminierung nicht nur in ihrer autobiografischen Prosa – *Sanatorium* ist ihr erstes Buch –, sondern auch in ihren künstlerischen Performances. Für *Crip Casino* (2018–2020) rüstete sie unter anderem Spielautomaten um, versah deren Gewinnfelder mit Gesundheitsslogans und lässt somit den Zufall darüber entscheiden, wer in der Gesellschaft die bestmögliche ärztliche Versorgung erfährt. Automatisch verbindet die Autorin zwei zentrale Motive der Kurortkultur und -literatur: das Casino und das Bad.

Im Mittelpunkt von *Sanatorium* steht allerdings nicht das Glücksspiel, sondern die Selbstdisziplin. Das Mantra des „Fordert mich zu hart™“ wird verkörpert von einer übermotivierten Physiotherapeutin, die einem unheilbaren Optimismus verpflichtet ist. Es scheitert jedoch am kranken, am behinderten Körper, der damit in gleichem Maß Opfer und Widerstandszelle der Gesundheitsgesellschaft ist. Die zarte Schwester der Selbstoptimierung, die Achtsamkeit, ist der Protagonistin hingegen gar nicht fremd. Sie praktiziert sie exzessiv im Zustand ständiger Selbstbeobachtung, wofür das Sanatorium der ideale Ort ist.

In Abi Palmers autobiografischem, formstarkem Essay laufen also die Diskurslinien der Gegenwart zusammen, wie sie die akademischen, aber auch die gesellschaftlichen Diskussionen prägen: Kritik an der neoliberalen Selbstoptimierung, die im „Wellness-Syndrom“, so die Ökonomen Carl Cederström und André Spicer, ihr

plüschiges Anderes entwickelt; Achtsamkeitspraktiken, die individueller Emanzipation, aber auch kollektiver, systemstabilisierender Resilienz dienen können; *queerness* und *disability studies*, Begriffe, die ungeachtet ihrer globalisierungskritischen Konnotationen kaum sinnvoll ins Deutsche übersetzt werden können. So grenzen sich Letztere über ihre fremdsprachige Bezeichnung programmatisch von den klassischen Rehabilitationswissenschaften ab, die auf die Utopie einer Überwindung der Behinderung durch Therapie setzen.

Dass *Sanatorium* nicht zu einer Illustration von Parolen wird, liegt an der Erzählweise, an der Mischung aus Lakonie und Poesie, über welche Abi Palmer als Erzählerin ihrer selbst verfügt. Und daran, dass sie sich für ihre analytische Selbstbefragung neben der ehrgeizigen Physiotherapeutin eine weitere, durchaus unerwartete Begleiterin und Mentorin erwählt: die christliche Mystikerin und reformorientierte Ordensgründerin Teresa von Ávila.

Selbstbiografie und Seelensuche. Erscheinungen

Teresa von Ávila (1515–1582) reformierte den dogmatischen christlichen Glauben ihrer Zeit, indem sie das individuelle Gebet, die persönliche Beziehung zu Gott und die Freundschaft zu Jesus Christus in den Mittelpunkt ihrer Lehre stellte. Das frühere It-Girl der spanischen Aristokratie provozierte damit zunächst die Inquisition und führte dann, unter dem Schutz des Papstes, eine Reihe von Klostergründungen durch: die der „Barfüßigen Karmeliterinnen“.

Ávilas Werdegang als Nonne und ihr spiritueller Weg sind gekennzeichnet durch die Pole Krankheit und Mystik. Von schwacher körperlicher Konstitution, entwickelt sie angesichts von Glaubenskrisen psychosomatisch bedingte Beschwerden, die zu todesähnlichen Lähmungserscheinungen führen, so die Medizinhistorikerin Britta Souvignier. Ihr Leben im Kloster wird durch Reisen zur Kur – ins Sanatorium sozusagen – unterbrochen. In ihrer Selbstbiografie beschreibt Teresa die dort üblichen martialischen Prozeduren, zu denen neben Wasserbehandlungen auch die exzessive Anwendung von Abführmitteln gehörte. Zu „streng“ seien sie gewesen für ihren geschwächten Körper; sie habe die Kur kaum überlebt. Die

heutige Selbstoptimierungslosung des „Fordert mich zu hart™“ findet hier eine unerwartete Vorgeschichte. Den Körper zu überwinden, zu transzendieren, gelingt in ausgeprägten mystischen Erfahrungen, bis hin zur Transverberation, der Herzverwundung: Teresa erscheint ein Engel, der ihr Herz mit einem Pfeil durchbohrt.

Teresa von Ávila begründete aber nicht nur einen neuen Orden, sondern auch die Gattung der weiblichen Autobiografie, in ihrem *Buch meines Lebens* (*Libro de la vida*, 1565 abgeschlossen, 1588 postum erschienen). Daneben verfasste sie zahlreiche Anleitungen zu Gebet und spiritueller Suche. Die bekannteste, die *Innere Burg* (*Castillo interio*, 1577), ist auch ein zentraler Topos in *Sanatorium*. Ávila beschreibt in ihrer Glaubensanleitung eine fortschreitende Bewegung der christlichen Seelensucherin, die innerhalb der Inneren Burg von einem Gemach zum nächsten gelangt, bis deren kostbares, schimmerndes und glänzendes Inneres erreicht ist. Bei Palmer klingt diese Erkundung wie ein Adventure-Spiel. Hier kommen die „gesunden Optionen“ und die narrativen Optionen der digitalen Erzählwelten zusammen, welche die Frage nach der (Un-)Möglichkeit der Wahl auf unterschiedliche Weise stellen.

Im losen Gespräch mit der Mystikerin bewegt sich Palmers Erzählerin durch die Tage, woraus sich auch der Modus des Mündlichen ergibt. Die Zitate sind mal wörtlich, mal paraphrasiert, mal imaginiert, aber nie als fiktional gedacht. Die explizite Sexualisierung dieser Seelenverwandschaft zwischen der zeitgenössischen Performance-Künstlerin und der mittelalterlichen Nonne ist provokativ. Ávilas mystische Erlebnisse und ekstatische Zustände riefen allerdings schon früh dahingehende Assoziationen und Interpretationen hervor. Berühmt ist die Darstellung der „Verzückung der heiligen Theresa“ von Giovanni Lorenzo Bernini, zwischen 1645 und 1652 entstanden und bis heute in der Santa Maria della Vittoria in Rom zu sehen. Kunsthistoriker Simon Schama schreibt: „Berninis Skulptur ist schließlich ein Ereignis, das sich genau auf der Grenze zwischen sakraler Mystik und Unsittlichkeit bewegt.“ Sie soll den französischen Aristokraten, Juristen und Philologen Charles de Broesses zu dem zynischen Bonmot animiert haben: „Wenn das die himmlische Liebe ist, dann kenne ich sie auch.“ Eine Anspielung auf diese Anekdote findet sich in den neo-expressionistischen poetischen Fragmenten des *Sanatoriums*. Die Provokation ist aber

nicht Selbstzweck, sondern der Versuch, die Grenzen der physischen Schwerkraft – die Bürde des Körpers – zu überwinden, in Wasser, Luft oder Liebe.

Schwebezustände

Sanatorium und Kloster kommen zusammen in den Schwebezuständen ihrer Protagonistinnen: in den nach Schwefel stinkenden Thermalwässern einerseits, in den mystischen und halluzinatorischen außerkörperlichen Erfahrungen, ihren Levitationen, andererseits. Das ist auf den ersten Blick erstaunlich und auf den zweiten logisch, denn beide – Sanatorium und Kloster – sind, im Jargon der Soziologie, Einschließungsmilieus. Ihre Insassinnen sind von der ‚normalen‘ Gesellschaft getrennt, auch wenn der Eintritt semi-freiwillig ist. Die Abtrennungen nach draußen sind durchlässiger als im Gefängnis oder ‚der Psychiatrie‘, hier verstanden als historischer Typus im Sinne der wirkmächtigen Analysen des französischen Philosophen Michel Foucault. Aber die inneren Gemeinschaften sind durch die Regeln ihres Alltags vereint. Angesichts der Auseinandersetzung mit dem Höchsten und Letzten, Sterblichkeit und Tod, sind sie schicksalhaft verbunden. Und so verwundert es letztlich nicht, dass die heilige Teresa von Ávila über den Pools von Budapest und London schwebt.

Wasser und Luft sind die Substanzen, in denen die Schwerkraft des Irdischen überwunden werden kann, im heilenden Wasser und in der erhebenden Vision. Das Englische erlaubt hier eine genialische Verschränkung beider Zustände im Verb „to float“, das sowohl Abis Poolerlebnisse als auch ihre außerkörperlichen Erfahrungen beschreiben kann. Die wörtliche Bedeutung im Deutschen entspricht dem Englischen zwar, das „Schweben“ kann allerdings nicht mit derselben Leichtigkeit ins Wasser mitgenommen werden wie im Original. In der Übersetzung nutzen wir entsprechend unterschiedliche Formulierungen, mal können wir bei „schweben“ bleiben, mal muss angesichts der Lakonie des Stils die Protagonistin doch ganz einfach im Wasser „liegen“. Das Nachmodellieren der vielfältigen Wiederholungsstrukturen – oder eher Echos –, die das *Sanatorium* durchziehen und Mensch und Materie radikal gleichstellen, war wohl die größte Herausforderung bei der Übertragung.